

DIE ZEIT N° 18 23. April 2026

ZEIT KUNST

Eine Feuilleton-Sonderausgabe mit sechs Künstlerinnen und Künstlern. Und einem Thema



Wie sieht das Glück aus?

David Hockney, Kara Walker, Viviane Sassen, Olympia Zagnoli, Isabella Ducrot und Alex Katz
antworten auf unsere Frage mit großer Kunst



Mercedes-Benz

WILLKOMMEN
ZU HAUSE.

Die neue S-Klasse.



140 YEARS OF
INNOVATION

Foto: (v. o. u.): Jasec Katz/Courtesy Galerie Thaddaeus Ropac; Samanthi Casali's Koko Keshalari; An Marcopulos; Ben Quinonez/Guardian/Eyezone/Laif; Emmaek Concini für DIE ZEIT

»Ich war noch nie in meinem Leben so glücklich wie jetzt«, sagt die 95-jährige Künstlerin Isabella Ducrot in der zweiten Ausgabe von ZEIT KUNST. In der ersten Ausgabe im vergangenen Jahr hatten wir Künstlerinnen und Künstler nach ihrer anderen, unbekannten Seite gefragt, diesmal fragen wir: Wie sieht das Glück aus? Und wieder antworten Künstlerinnen und Künstler mit einem Bild, das Sie hier auf jeweils einer ganzen ZEIT-Seite besichtigen können. Für David Hockney ist es eine Landschaft in der Normandie. Sven Behrisch ist dem Bild nachgerüst, seine Reportage lesen Sie auf Seite 12. Isabella Ducrot wiederum hat Christoph Amend in ihrem Atelier in Rom erklärt, warum sie so glücklich ist: Sie habe erst im Alter zu ihrer eigenen Sprache gefunden. Das Gespräch lesen Sie auf den Seiten 18 und 19.

Unsere Künstlerinnen und Künstler



Alex Katz

Er finde Kühlschränke deprimierend, hat Alex Katz einmal eine ZEIT-Reporterin erklärt, die ihn in seinem Atelier besuchte. Das Design sei minderwertig, deshalb verstecke er seinen in einem Wandschrank. Die Kunst des berühmtesten lebenden Pop-Art-Malers, 98 Jahre ist er mittlerweile alt, war schon immer, die Welt so zu zeigen, wie sie ihm gefällt. Vor Schönheit ist er nie zurückgeschreckt. Alex Katz wurde 1927 in New York geboren, er kommt aus einer Familie von russisch-jüdischen Einwanderern. »Mein Vater konnte sieben Stühle mit einem Arm hochheben«, erzählte er. »Meine Mutter war Schauspielerin, man wusste nie, wann sie die Wahrheit sagte und wann sie log.« Was für eine Karriere: Seine Arbeiten waren in allen berühmten Museen zu sehen, im Centre Pompidou, im Guggenheim, im MoMa, bereits 1986 hatte er im Whitney in New York eine große Retrospektive. Gerade zeigt seine Galerie Thaddaeus Ropac neue Katz-Bilder in Salzburg.



Kara Walker

Die 56-jährige Kara Walker gilt als die bekannteste afroamerikanische Künstlerin unserer Zeit. Das *Time Magazine* zählte sie bereits 2007 zu den »100 einflussreichsten Menschen der Welt«. Sie wurde in Stockton, Kalifornien, geboren und lebt heute in New York. Wer nur einmal eine Ausstellung von ihr besucht hat mit den riesigen Scherenschnitten an den Wänden, spürt sofort die Kraft ihrer gleichermaßen politischen wie eleganten Arbeiten. »Mein Werk ist fast immer figurativ«, hat sie einmal der ZEIT gesagt. »Die Frage nach dem Figurativen meint einen der inneren Kämpfe, die ich mit mir austrage, auch wegen der Zuschreibungen als weibliche Künstlerin, als schwarze Künstlerin.« Ob Gemälde, Filme, Skulpturen oder zuletzt sogar Roboter: Kara Walkers Kunst kennt keine formalen Grenzen. Von ihrem Vater, der Kunstprofessor war, habe sie viel gelernt für ihren späteren Beruf. »Man muss an seiner Kunst festhalten. Egal was passiert.«



Olimpia Zagnoli

Wovon Olympia Zagnoli träumt? »Ich hätte gerne ein Eiscafé mit sehr kreativen Eissorten«, hat sie einmal erzählt. »Sie wären nach Farben eingeteilt. Man könnte also Blau und Rot oder Gelb und Lila bestellen. Es hört sich nicht gesund an, aber ich würde sehr gute Farbstoffe verwenden.« Mit Farben kennt sich Zagnoli aus, sie ist eine der international erfolgreichsten Illustratorinnen, zeichnet für den *New Yorker* oder die italienische *Vogue*, auch Prada und Dior gehören zu ihren Kunden. Die 41-Jährige kommt aus einer Künstlerfamilie in Mailand, die Mutter Malerin, der Vater Fotograf. Sie aber wurde Illustratorin: »Zeichnen war wie ein Planet, auf dem ich mich meinen Gedanken hingeben und mich auf meine Geschichten und Figuren konzentrieren konnte, allein in meinem Zimmer, auf dem Boden liegend«, hat sie einmal dem *ideas Magazine* erklärt. »Es gab mir Ruhe und einen Ort nur für mich selbst.«



David Hockney

Hört man seinen Namen, denkt man an einen Swimmingpool. David Hockneys lebensfrohes Gemälde *A Bigger Splash*, auf dem das Wasser in den kalifornischen Himmel spritzt, weil gerade jemand in den Pool der Villa springt, ist zu einer Ikone geworden – vielleicht aber auch ein wenig zur Last. Denn tatsächlich hat der inzwischen 88-jährige britische Maler Hockney, der seit Jahrzehnten zu den bedeutendsten lebenden Künstlern gehört, nur sehr wenige Pools gemalt. Viel zahlreicher sind seine Landschaftsbilder, die in Kalifornien, England und zuletzt in der Normandie entstanden. In einer regelrechten Schaffensexplosion porträtierte Hockney zuletzt jeden Tag aufs Neue die Büsche und Bäume im Garten seiner französischen Wahlheimat, so wie Claude Monet einst in seinem Garten in Giverny. Und er ist damit noch lang nicht fertig. »Ich bin glücklich, wenn ich arbeite«, sagt Hockney.



Viviane Sassen

Viviane Sassen wurde Fotografin, weil sie als Model die Deutung über ihren Körper zurückgewinnen wollte, so hat sie das einmal erklärt. Sie studierte Modedesign und Fotografie, später Kunst und gilt heute als eine der prägenden Künstlerinnen ihres Genres. Viviane Sassen wurde 1972 in Amsterdam geboren, als sie zwei war, zog ihre Familie nach Kenia. Diese frühen Jahre in Afrika, sagt sie, hätten auch ihre Kunst geprägt. Zu ihren weiteren Einflüssen zählt sie die Kunst der Dada-Bewegung, von Magritte und Man Ray. Sie selbst wiederum wird unterdessen als Vorbild von jüngeren Fotografen wie dem Amerikaner Tyler Mitchell genannt. »Ich bin ein visueller Mensch, ich liebe schöne Dinge«, hat Viviane Sassen einmal gesagt. »Ich kümmere mich aber nicht so sehr darum, was ich trage. Ich trage fast nie Make-up. Ich bin kein extravaganter Mensch, auch wenn ich Extravaganz mag. Mir ist sie nur zu anstrengend.«



Isabella Ducrot

Die Geschichte der Künstlerin und Autorin Isabella Ducrot beginnt spät. Erst in ihren Fünfzigern fängt sie damit an, aus all den Stoffen, die sie im Laufe der Jahrzehnte überall auf der Welt gesammelt hat, eigene Werke zu schaffen. Der internationale Kunstmarkt hat Isabella Ducrot, 1931 in Neapel geboren, erst in den vergangenen Jahren entdeckt. Ihre Werke wurden auf der Biennale in Venedig ausgestellt, sie gestaltete ein Mosaik in der U-Bahn in Neapel, hatte große Einzelausstellungen in Deutschland, Frankreich, Italien und Japan. Sie malt, verarbeitet Textilien, gestaltet Bühnenbilder – und schreibt Bücher. Vor zwei Jahren hat die Regisseurin Monica Stambrini den Dokumentarfilm *Tenga d'oro signorina! Isabella Ducrot Unlimited* über den ungewöhnlichen Lebensweg der heute 95-jährigen gedreht. »Ich bin wirklich dankbar, älter zu werden«, hat Isabella Ducrot dem Magazin *AD* einmal gesagt. »Auch das will ich mit meiner Kunst vermitteln.«

Über das Glück einer leuchtenden Blume: Auf dem Cover zeigen wir ein Gemälde des Künstlers Alex Katz – *Black Roses 17, 2025*. Öl auf Leinwand, 183,5 × 122,6 cm, © Alex Katz/VG Bild-Kunst, Bonn 2026, Courtesy Galerie Thaddaeus Ropac, Foto: Daniel Greer



PATEK PHILIPPE
GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

CALATRAVA WEEKLY CALENDAR REF. 5212A



PATEK PHILIPPE BOUTIQUEN · BERLIN Friedrichstraße | DÜSSELDORF Königsallee | FRANKFURT Goethestraße
HAMBURG Neuer Wall | KEITUM/SYLT Am Tipkenhoog | MÜNCHEN Residenzstraße

AUTORISIERTE PATEK PHILIPPE FACHHÄNDLER · AUGSBURG Hörl | BERLIN Wempe | DORTMUND Rüschenbeck | DÜSSELDORF Blome
FRANKFURT Wempe | HAMBURG Mahlberg | KITZBÜHEL (AT) Rüschenbeck | KÖLN Gadebusch · Wempe | MÜLHEIM AN DER RUHR Laerbusch
MÜNCHEN Wempe | MÜNSTER Oeding-Erdel | OBERSTAUFEN Hollfelder | STUTTGART Kutter 1825 | ULM Scheuble | WIESBADEN Oberleitner

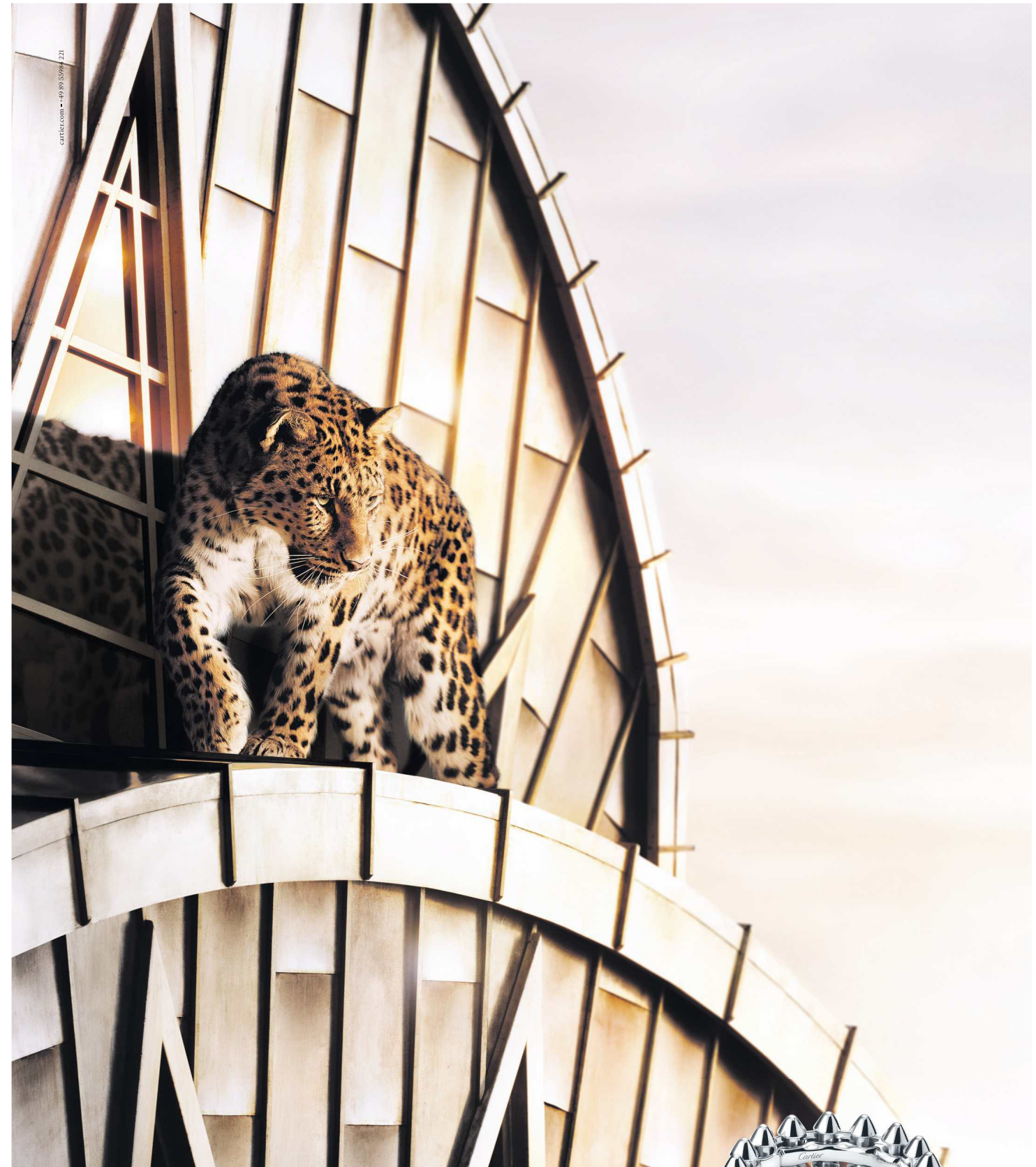
DIE VOLLSTÄNDIGE LISTE DER AUTORISIERTEN PATEK PHILIPPE FACHHÄNDLER FINDEN SIE UNTER PATEK.COM



Olimpia Zagnoli, Something in your teeth, 2026

Olimpia Zagnoli, Something in your teeth, 2026

Wie das manchmal so ist. Da war man aus, hat einen langen schönen Abend hinter sich, schaut daheim in den Spiegel – und sieht: Zwischen den Zähnen hing die ganze Zeit ein grünes Hälmchen. Was für ein Glück, darüber hinwegsehen zu können. Und der eigenen Imperfektion entgegenzulächeln.



Cartier



Viviane Sassen, Strawberries, 2021

Viviane Sassen, Strawberries, 2021

Wahres Glück ist, schreibt die Fotografin: »spielen zu können. Sich selbst zu vergessen. Mit Freunden herumzualbern. Ganz im Augenblick aufzugehen, die Zeit zu vergessen. Zu lachen. Das Surreale zu einem Teil der eigenen Realität werden zu lassen. Oder einfach den Kopf an Papas Schulter zu lehnen.«





Kara Walker, not titled, 2025, Tinte auf Papier, 19,05 x 28,58 cm, © Kara Walker, Courtesy of Sikkema Malloy Jenkins and Sprüth Magers

Kara Walker, not titled, 2025

Viel Dunkelheit, viel Ungewissheit. Zwei Gestalten, die eine steckt tief im Morast. Und doch, sagt die Künstlerin, gibt es »die Möglichkeit von Hoffnung«. Denn die eine Figur greift nach der anderen. Und das ist viel. »Das Bild ist die Abwesenheit von Angst – trotz Dunkelheit und Ungewissheit.«

EDITIONS DE PARFUMS
FREDERIC MALLE

DIE AVANT-GARDE DES PARFUMS

Editions de Parfums Frédéric Malle erhebt die Parfümerie in den Rang einer Kunst, in der erstmals in der Geschichte die größten Parfümeure der Welt ihre olfaktorischen Meisterwerke signieren.

Die Kollektion basiert auf einer kompromisslosen kreativen Vision, außergewöhnlichem Know-how und den edelsten Rohstoffen. Editions de Parfums Frédéric Malle bietet eine eklektische Duftpalette, die sich an unterschiedlichste Persönlichkeiten richtet. Sie vereint alle Stilrichtungen und Duftfamilien, erfindet sie neu, interpretiert Klassiker modern und erkundet mutig neue Territorien – so dass jeder einen Duft entdecken kann, der seine Individualität zum Ausdruck bringt. Begegnung mit drei olfaktorischen Meisterwerken, in denen sich die Vision von Parfümeuren als Autoren – wahre Virtuosen ihrer Kunst – in absoluter Freiheit entfaltet.



Dominique Ropion

Dominique Ropion zählt zu den bedeutendsten und zugleich prägendsten Parfümeuren unserer Zeit. Als obsessiver Perfektionist ist er unermüdlich auf der Suche nach olfaktorischer Präzision. Seine Kompositionen zeichnen sich durch eine fast uhrmacherische Genauigkeit aus.



Mit **PORTRAIT OF A LADY** setzt Dominique Ropion einen neuen Meilenstein in der großen Geschichte der Parfümerie. Durch diese überdimensionale Rose, veredelt durch Hölzer, Patchouli und Weihrauch, zeichnet der Parfümeur die Konturen der Chypre-Düfte neu – einer Duftfamilie, die für die großen Momente der Parfümerie des 20. Jahrhunderts steht. Ein Spiel aus Licht und Schatten geprägt von Eleganz und höchstem Raffinement. Aus dieser meisterhaften Arbeit entsteht eine Pracht, die geschaffen ist, der Zeit zu trotzen.

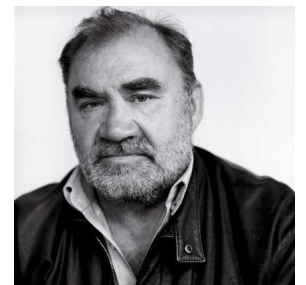


Suzy Le Helley

Suzy Le Helley schöpft ihre Inspiration aus der Vielfalt von Pflanzen, Düften und Aromen, die sie täglich und auf ihren Reisen entdeckt, bei denen sie Produzenten natürlicher Rohstoffe begegnet. Die Parfümeurin bevorzugt kurze, präzise und klare Formeln, in denen jede Zutat exakt dosiert ist, um ihre Botschaft voll zur Geltung zu bringen.



ACNE STUDIOS par FREDERIC MALLE ist kein Parfum. Es ist ein Stil. Ein Lebensgefühl. Für Editions de Parfums Frédéric Malle hat Suzy Le Helley die Gleichung der schwedischen Modemarke in eine Duftkreation übersetzt – eine raffinierte Mischung aus Minimalismus und Kühnheit, Coolness und Eleganz. Die Komposition basiert auf einer aldehydischen Struktur und wird durch verspielte Pfirsichnoten ergänzt – ein Duft, der klassische Eleganz und moderne Leichtigkeit harmonisch vereint. Wie ein perfekt geschnittenes weißes T-Shirt, das man nie wieder ausziehen möchte.



Maurice Roucel

Der Stil von Maurice Roucel zeichnet sich durch eine klare Handschrift und opulente Sinnlichkeit aus, die seiner Liebe zu Moschus, Amber und weißen Blüten entspringt. Seine ausgeprägte Persönlichkeit führte ihn stets dazu, sich über flüchtige Moden und vermeintliche Markttrends hinwegzusetzen.



Die Komposition von **MUSC RAVAGEUR**, dem wohl sinnlichsten aller Amberdüfte, gilt als eine Art „Sixtinische Kapelle“ der sanften Amberdüfte. Bergamotte und Mandarine eröffnen die Komposition mit strahlender Frische, ganz ohne florale Noten, um dem Fundament aus Amber und Moschus Raum zu geben – unglaublich sinnlich, verführerisch, fast provokant. Die Anziehungskraft der Vanille, die cremige Textur von Sandelholz und die Versuchung der Moschusnoten vereinen sich zu einer direkten, selbstbewussten Verführung.

Wie David Hockney die Welt sieht

Eine Reise zu seinem einflussreichsten Freund, zu seinem Schneider und in seinen Garten, wo der Maler ein neues Glück gefunden hat VON SVEN BEHRISCH

Als ich, von Paris kommend, die Autobahn verließ und nun in langsamer Fahrt über die schmale Landstraße Richtung Beuvron-en-Auge kurvte, passierte es. Als hätte jemand das Licht angemacht, begannen die grauweißen Wolken zu leuchten. Das Gras auf den Wiesen schien auf einmal vom Saft eines Neonmarkers durchflossen, vor allem aber die Bäume standen da wie verwandelt. Die Zweige verdichteten sich zu grafischen Nestern, und die ersten zarten Blätter und Blüten der Apfelbäume, für die diese Region so berühmt ist, wurden zu flimmernden grünen, weißen und rosa Punkten. Alles, was um mich herum wuchs, wurde Ausdruck, Farbe, Lebenszeichen. Durch den Rahmen der Windschutzscheibe betrachtet war das nicht mehr die Normandie, die ich sah. Es war die Normandie, wie David Hockney sie sieht, Hockneys Normandie, seine Welt.

Hunderte Hockney-Gemälde hatte ich zuvor studiert, in Katalogen und Ausstellungen, vor allem jene, die der britische Künstler in den vergangenen sechs Jahren hier, im Pays d'Auge im Nordwesten Frankreichs, erschaffen hatte. Er wollte den Franzosen zeigen, wie man die Normandie malt, hat er einmal gesagt. Eine Region, die bereits ganz andere vor ihm porträtiert haben, Claude Monet unter anderen. Dank Monet können wir vor keinem Seerosenteich stehen, ohne ein Monet-Gemälde zu sehen. Dank Hockney können wir nicht nur diesen Landstrich, sondern auch keinen Busch und keinen Baum mehr sehen, ohne ihn wie er zu lesen – als Mischwesen aus Durchsichtigkeit und Solidität, aus gepünkteltem Ornament und voluminöser Gestalt.

Jedes Blatt erscheint bei Hockney als seelische Regung, jeder Zweig ist eine Geste, die auf nichts anderes verweist als auf das Spektakel der Schönheit, das die Natur vor unseren Augen veranstaltet. Wir müssen nur, das ist der Kern seiner Kunst, richtig hinschauen.

Tags zuvor war ich noch in London gewesen. In der Serpentine Gallery hatte ich mir eine Hockney-Ausstellung angesehen, mit einem ganz außergewöhnlichen, nämlich außergewöhnlich langen Gemälde des 88-Jährigen. Er arbeitet noch immer mit der Rastlosigkeit eines Künstlers, der weiß, dass es vielleicht bald niemanden mehr gibt, der das ewige Drama der Natur, den langsamen Tod und die rauschhafte Wiedergeburt, das Werden und Vergehen der Welt so wahrhaftig wiedergibt wie er. Wirklich glücklich, das hat Hockney oft gesagt, ist er nur, wenn er zeichnet.

Sein extralanges Werk, es misst 90 Meter, entstand in einem Arbeitsrausch 2020, begünstigt und begrenzt von der Coronapandemie, die ihn auf seinem Landgut in der Normandie einschloss, das er im Jahr zuvor gekauft hatte. Aus den eineinhalb Hektar seines Grundstücks entfaltete Hockney ein Panorama der Jahreszeiten: Die erst kahlen Bäume rings um das Fachwerkhaus ergrünen, erblühen und entlauben sich unter einem stetig bewegten Himmel. Man sieht, dass dieser Fries der ewigen Wiederkehr aus aneinandermontierten, ausgedruckten Einzelbildern besteht. Hockney zeichnete sie auf dem iPad, seit Jahren sein bevorzugtes Arbeitsgerät, weil er damit schneller und direkter arbeiten kann als mit Stift, Pinsel und Farbe. Und alles in seiner Landschaft hat seinen eigenen Strich oder eigentlich seinen digitalen *brush*, der anders wirkt als eine physisch erzeugte Linie, durchsichtiger, fragiler, nicht greifbar. Die pastelligen Blüten, die dicken Apfelkriegal am Baum verstärken diesen Eindruck nur noch. Und so erscheint neben der Erneuerung in diesem Großwerk auch die Auflösung, neben der Explosion des Lebens seine Vergänglichkeit.

Zu einem Richard-Wagner-Medley die Hollywood Hills hinauf

Ich treffe Rosenthal in seinem Haus in Soho, keine fünf Minuten vom Piccadilly Circus entfernt. Mit seiner Frau, der Goya-Expertin Manuela Mena, bewohnt er die oberen beiden Stockwerke, die einer Wunderkammer gleichen, behaust von Menschen, denen Kunst offensichtlich wichtiger ist als eine Küche. An den Wänden hängen, stehen, stapeln sich Werke byzantinischer Meister und ebenso von Damien Hirst oder Baselitz. Viele seiner Künstler haben Rosenthal porträtiert, Julian Schnabel, Rainer Fetting, Raqib Shaw, auch Hockney, mehrfach sogar. Aber anders als seine anderen Porträts hat er diese nie bekommen. »David gibt nichts mehr her«, sagt Rosenthal. Zu viele Werke, die er an Freunde verschenkte, seien später für viel Geld auf dem Kunstmarkt aufgetaucht.

Rosenthal hat Hockney in den Siebzigerjahren kennengelernt, im Hard Rock Café in London. Es war, sonst wäre Hockney da auch nicht reingegangen, ein sehr angesagter Ort, sagt Rosenthal, »so smart as it gets«. Seither ist er mit Hockney eng im Gespräch geblieben, war aber nie Teil des »cours«, seines Hofstaats. Viele

Künstler hätten einen solchen Hofstaat um sich herum, häufig ein emotional anstrengendes Subsystem aus Freundschaften, Dienstbarkeiten und Eifersüchteleien. Auch Beuys, der Rosenthal aus Dank für eine Ausstellung einst eines seiner Hauptwerke schenkte, hatte so einen Hofstaat, den Rosenthal mit Interesse beäugte. Überhaupt verbindet ihn, der aus einer jüdischen Familie stammt, die zum Teil in den Vernichtungslagern der Nazis umkam, viel mit Deutschland und seinen Künstlern.

Hockney, sagt Rosenthal, sei völlig anders als Beuys und Kiefer und all die deutschen Kunstschamanen, er war nie ein Symbolist. Man könne ja, sagt Rosenthal, gar kein deutscher Künstler sein und dabei nicht auf etwas anderes, Verdrängtes verweisen. Hockney habe damit nichts zu tun gehabt. Nur zwei Dinge würden ihn mit Deutschland verbinden: die Gay Clubs, die er im Berlin der Siebziger so sehr liebte, und die Dunhill-Filterzigaretten, die er seit Jahrzehnten von einem gewissen Hans aus Deutschland zugeschickt bekommt. Maleisch aber ist da nichts von, der für die Deutschen so typischen Geschichtslast. Hockney lebt und malt den Augenblick.

»David loves music«, sagt Rosenthal. In den 1980er-Jahren nahm er Freunde, die ihn in Los Angeles besuchten, in seinem roten Mercedes-Cabrio zu sorgsam choreografierten Musikausfahrten mit. Zu einem aus zwölf Lautsprechern erklingenden Richard-Wagner-Medley raste er die Hollywood Hills hinauf, kam zum Fortissimo auf dem Gipfel an, und mit dem großen Crescendo in *Siegfrieds Tuermarsch* fuhr er schließlich langsam der untergehenden Sonne entgegen. Seit etlichen Jahren ist Hockney schwerhörig, doch als die Welt um ihn leiser wurde, hat er die Farbskala aufgedreht. Rosenthal sagt, »er malt jetzt die Musik«. Wie die Landschaft bei wechselndem Licht verändert sie sich von einem Moment auf den anderen. »David hat kein

Mutter, die er vor ihrem Tod oft besuchte. In den freundlichen, aber wenig aufregenden Hügeln Yorkshires entdeckt Hockney schließlich die Landschaft, ihn interessiert nun nicht mehr die fantastische Aussicht über die Hügel von Santa Monica auf die Stadt und den Ozean, nicht mehr der spektakuläre Grand Canyon, der den Blick in alle Richtungen gleichzeitig reißt. Es fesseln ihn die gewundenen Straßen, die er, schon nicht mehr so mobil wie früher, mit dem Auto abfährt. Hockneys Radius ist kleiner geworden, aber die Faszination für das, was er sieht, ist nicht mitgeschrumpft, im Gegenteil. »Tiefe Freude«, berichtet er seinem Freund Martin Gayford, empfinde er beim schlichten Betrachten, und sei es der Regen, der auf eine »kleine Straßenpflanze in Yorkshire fällt«.

Als er schließlich 2019 in die Normandie kommt und dort ein altes, schiefwinkiges Fachwerkhaus kauft, verkleinert sich Hockneys Radius erneut, diesmal dramatisch, der Pandemie geschuldet. Seine Welt ist nun sein Garten. Aber noch nie hatte er so viel zu entdecken wie dort.

Das Pays d'Auge ist ein hügeliges, von Obstbauern, Pariser Wochenendhäusern und deutschen Weltkriegstouristen bevölkertes Gebiet. Als ich in Rumesnil ankomme, einer ländlichen Siedlung mit einer Kirche, einem Rathaus, das nur mittwochs besetzt ist, und einigen Landgütern, sehe ich niemanden. Eigentlich war ich mit der Bürgermeisterin verabredet, aber sie hat kurzfristig abgesagt. Schade, denn die Dame heißt Gauguin, fast so wie der Maler, und auch zum Maler Hockney hat sie ein besonderes Verhältnis: Er hat sie porträtiert, sogar zweimal. Sie dagegen, das verriet mir Norman Rosenthal, hat Hockney verheiratet, mit seinem langjährigen Mitarbeiter, JP genannt. Ein paar Anwesen weiter höre ich einen Rasenmäher. Aber der Mähende hat den Namen Hockney noch nie gehört. Und auch dessen Nachbar, der eine ganz erstaunliche Ähnlichkeit mit Michel Houellebecq hat, kennt ihn angeblich nicht.

Seltsam, dass ein so berühmter Mann hier so unbekannt ist. Als wäre er ganz und gar aufgegangen in der Natur, eins geworden mit der Landschaft, die er malt und die unendlich vertraut wirkt. Die vertikal gestreiften Fachwerkhäuser, die dicht von Büschen umstandenen Flüssen, die sanften Hügel. Selbst einzelne Baumgruppen, ja Bäume, meine ich von den Bildern wiederzuerkennen, wie Gefährten aus einer gemeinsamen Vergangenheit. Und tatsächlich gibt es eine solche geteilte Erinnerung. Die Normandie-Bilder, man hat sie früher schon einmal gesehen, bei van Gogh, Pissarro, Monet. Im Grunde, das sagt auch sein Freund Norman Rosenthal, ist Hockneys Normandie-Werk, ob bewusst oder unbewusst, eine Hommage an die französische Kunst der Moderne.

Immerhin, im nahen Caen kennt man ihn. Seit acht Jahren lässt Hockney im Atelier von Thomas François seine berühmten bunt karierten Anzüge schneiden. Er trage immer Anzug, sagt Monsieur François, der ebenfalls Anzug trägt, außerdem brauche er sehr viele Anzüge, weil sie sehr schnell Brand- und Malflecken bekommen. Das Futter! Er zögert kurz, dann zeigt er es mir in einem Musterbuch: sehr bunt, mit aufgedruckten Zigaretten. Drei Knöpfe müssten seine *costumes* haben, weit, bequem und warm sein, denn Monsieur Hockneys Haus ist zügig und nicht gut isoliert. Den Schnitt der Hose habe Hockney ihm auf dem iPad gezeichnet: Weit und gerade ist das Bein. Vor acht Jahren, sagt sein Schneider, war das ungewöhnlich, es habe auf ihn gewirkt wie ein Retroanzug, einer, wie Monet ihn trug. Aber heute, wo alle die Hosen so weit tragen, sehe man: Monsieur Hockney hat mal wieder nur die Mode vorweggenommen.

Auf dem Rückweg nach Paris lege ich noch einen Zwischenstopp in Giverny im Osten der Normandie ein, wo Claude Monet sein Haus und seinen Garten hatte, samt Seerosenteich. Und wie ich den Touristen dabei zusehe, wie sie vor dem als Fotomotiv nachgebauten Monet-Heuhaufen Selfies machen und vor dem Seerosenteich anstehen, in dem zu dieser Jahreszeit keine Seerosen schwimmt, frage ich mich, ob sie dereinst im Pays d'Auge auch zu Hockneys Haus und Garten pilgern werden.

In den Nullerjahren kehrt Hockney nach England in seine Heimat Yorkshire zurück. Die Antirauchergesetze in den USA sind ein Grund, ein weiterer ist seine



David Hockney am 6. November 2022 vor seinem Haus in der Normandie

Photo: Jean-Pierre Gaudinot/Art Line

Finanzielle Unabhängigkeit im Alter:

Braucht ein aktives Management im Hier und Jetzt.

Als Deutschlands größter unabhängiger Vermögensverwalter legen wir unseren Fokus auf eine langfristige Anlagestrategie, um Ihre Chance auf eine finanzielle Freiheit im Alter zu erhöhen. Denn Vermögensverwaltung bedeutet für uns Zukunftsvorsorge – seit mehr als 25 Jahren.

KONSEQUENT UNABHÄNGIG



Willkommen bei Flossbach von Storch:
flossbachvonstorch.de/anlagestrategie



Flossbach von Storch
VERMÖGENSVERWALTER



David Hockney, A Year in Normandie, 2020–2021, composite (iPad painting © David Hockney (Detail))

David Hockney, A Year in Normandie (detail), 2020–2021

Das Glück? Sind schwere Wolken im hellen Frühlingshimmel. Ist das saftig frische Grün der Büsche und Bäume. Ist der Blick hinaus aus dem Garten, hinüber auf die Hügel der Normandie. David Hockney lebt mittendrin in diesem Glück. Und schon deshalb gehört sein Häuschen mit hinein in dieses Bild des Auf- und Ausbruchs.



Isabella Ducrot, Tendernesses I, 2026, Pigmente und Collage auf Papier, 78 x 60 cm. © Isabella Ducrot, courtesy the artist, Galerie Gisela Capitain, Cologne and Captain Petzel, Berlin, Foto: Mareike Tocha

Isabella Ducrot, Tendernesses I, 2026

Nur der Mond schaut zu und sieht die beiden eng umschlungen, als wären sie ein einziger Körper. Der eine öffnet die Augen. Die andere hält sie geschlossen. Lässt sich fallen, vom Liebsten gehalten, der Welt entkommen. Ein Glück, das größer kaum sein kann.



BVLGARI

ROMA 1884



Isabella Ducrot wurde am 25. März 2026 von Emanuele Camerini in ihrem Atelier in Rom fotografiert

»Ich war noch nie so glücklich in meinem Leben«

Ein Gespräch mit der 95-jährigen Künstlerin und Autorin Isabella Ducrot über ihren späten Durchbruch, ihre ungewöhnliche Ehe – und über eine Reise nach Istanbul, die ihre Kunst veränderte

Es ist elf Uhr vormittags in Rom, im Hof des weitläufigen Palazzo Doria Pamphili. Hier hat die Künstlerin und Autorin Isabella Ducrot seit Jahrzehnten ihr Atelier, ihre Wohnung ist im selben Gebäude. In einem anderen Flügel, in der berühmten Galleria Doria Pamphili, hängen Gemälde von Caravaggio, Tintoretto und Velázquez. Ihre Studiomanagerin Nora Inia führt uns aber direkt zum Atelier, der Fotograf baut sein Licht auf, die 95-jährige Künstlerin bietet einen Kaffee an und einen Platz neben ihr auf dem Sofa.

DIE ZEIT: Isabella Ducrot, als Sie uns gerade begrüßt haben, haben Sie als Erstes gesagt, es könne ja nicht wahr sein, dass wir mit Ihnen über Glück sprechen wollen: Sie würden genau darüber gerade schreiben.

Isabella Ducrot: Ja. Es mag überraschend klingen, aber ich war noch nie so glücklich in meinem Leben wie jetzt.

ZEIT: In Ihrem ganzen Leben?

Ducrot: Ja.

ZEIT: Wie erklären Sie sich das?

Ducrot: Ich bin zwar nicht religiös, aber es sind Dinge in meinem Leben passiert, die

ich mir vor fünf Jahren niemals hätte vorstellen können: dass ausgerechnet ich einmal so populär werden würde! Und ich glaube, ich habe einen weiteren Grund für meinen Glückszustand gefunden – nichts Spirituelles, es geht um Sprache: Zum ersten Mal in meinem Leben spüre ich, dass Wörter sich wünschen, von mir ausgesprochen zu werden.

ZEIT: Wenn Sie schreiben?

Ducrot: Wenn ich schreibe und wenn ich spreche, mich unterhalte wie jetzt mit Ihnen. Ich habe mein ganzes Leben darunter gelitten, nicht die richtige Sprache für mich zu finden. Die Rosen wollen, dass ich ihre Namen kenne. Und ich kann sie mir auch noch merken! Das ist nicht nur bei den Rosen so, auch bei anderen Dingen oder Situationen in meinem Leben. Dabei habe ich so lange unter der Sprache gelitten.

ZEIT: Obwohl Sie im Laufe der Jahre einige Bücher geschrieben haben?

Ducrot: Als ich 50 wurde, habe ich angefangen, mehr zu schreiben. Aber meine wahre Sprache habe ich erst in den vergangenen Jahren gefunden.

ZEIT: In den Jahren nach Ihrem 50. Geburtstag hat sich Entscheidendes in Ihrem Leben verändert: Sie haben damals, vergleichsweise spät, angefangen, als Künstlerin zu arbeiten.

Ducrot: Über diese Zeit will ich eigentlich nicht reden.

ZEIT: Warum nicht?

Ducrot: Ich war eine Mutter, die sich damit nicht besonders wohlfühlt hat, eine Ehefrau, die sich damit auch nicht sehr wohlfühlt hat. Obwohl mein Mann Vicky mich so geliebt hat.

ZEIT: Heute sind Sie eine Selfmade-woman.

Ducrot: Das stimmt. Aber es hat lange gedauert, deswegen spreche ich auch so gerne über meine glückliche Gegenwart, die mir das Leben geschenkt hat. Nehmen Sie nur Nora (*sie wendet sich ihrer Studiomanagerin zu, die mit am Tisch sitzt*). Ich kenne Nora seit 40 Jahren, als sie noch ein

Baby war. Ihre Mutter war eine gute Freundin, sie hat in der Kunstwelt gearbeitet, hat mich früh unterstützt bei meiner Kunst, hat mir dabei geholfen, erste Ausstellungen zu bekommen. Nora hat mir vor 20 Jahren erzählt, dass ihre Mutter ihr gesagt hat: Du kennst doch Isabella, sie ist eine gute Künstlerin, ich glaube an sie, warte nicht zu lange, lerne sie kennen!

ZEIT: Wenn wir über Ihren Lebensweg sprechen: Ich habe gelesen, dass Sie bereits mit Anfang 20 gemalt und geschrieben haben, aber damals von niemandem ermuntert wurden, weiterzumachen – weshalb Sie wieder damit aufgehört haben. Stimmt das?

Ducrot: Als ich 20 war, lebte ich mit meiner Mutter zusammen, wir hatten kein Geld, aber sie war sehr kreativ. Nichts wurde weggeworfen, sie hat alles repariert und wiederverwendet ...

ZEIT: ... wie die Textilien, die später auch in Ihrer Kunst eine Rolle spielen sollten.

Ducrot: Ja, ich habe das damals schon gemacht, ich habe alte Stoffe genommen und sie verwandelt. Ich habe auch gezeichnet, aber meine Mutter sagte: Isabella, was du da machst, ist nicht interessant, das

wurde alles schon vor dir gemacht. Und ich habe das geglaubt.

ZEIT: Da lag sie falsch, wie wir heute wissen.

Ducrot: Meine Mutter kam aus Neapel, und sie war streng mit mir, auch wenn es um die richtige Aussprache ging. Ich habe erst spät verstanden, was das Neapolitanische eigentlich ausmacht. Ich liebe die alten neapolitanischen Lieder. Vor zehn Jahren habe ich angefangen, die Texte der Lieder zu untersuchen, und fand heraus, dass selbst in den Liebesliedern ein Wort niemals vorkommt: *amare*, lieben.

ZEIT: Wirklich?

Ducrot: Ich habe 80 Liedtexte untersucht, *amare* tauchte nicht auf. Und interessanterweise wird oft als der höchste Akt von Intimität beschrieben, dass man miteinander kuschelt, sich umarmt, also nicht wirklich Liebe macht.

ZEIT: Wir sitzen gerade vor einem Bild von Ihnen, das an Ihrer Wand hängt und genau das Unarmen darstellt.

Ducrot: Sie sehen darauf einen eifersüchtigen Mann, der seine schlafende Frau beobachtet und sie fragt: Warum bist du gerade so glücklich? Und sie antwortet nur: Das weiß ich nicht. Woraufhin er sagt: Ich bin eifersüchtig auf deine Träume! (*Sie lächelt*).

ZEIT: Sie wurden 1931 in Neapel geboren. Was sind Ihre frühesten Erinnerungen an Ihre Kindheit?

Ducrot: Das weiß ich nicht mehr, ich glaube, ich war ein trauriges Baby.

ZEIT: Warum das?

Ducrot: Ich war als Kind nicht glücklich, auch nicht als junge Frau. Das bin ich erst jetzt. Ich war sehr lange verheiratet, aber ich fühlte mich nie so stark, dass ich mein eigenes Ding machen konnte.

ZEIT: Sie sind viel gereist mit Ihrem Mann, er führte eine erfolgreiche Reiseagentur für wohlhabende Kunden.

Ducrot: Oh ja! Bevor wir uns kennenlernten, bin ich nie gereist, das kam erst durch ihn. Er war ein wahrer Exzentriker! Sie müssen wissen, als ich jung war, ging ich wohl eine Zeit lang als Schönheit durch, aber ich habe mich nie so gefühlt. Ich traf damals viele Männer, die mir etwas vorschwärmten, ich sei ihre Königin, solche Sprüche. Vicky war anders. Er sagte zu mir: Du existierst, Isabella, du bist, wer du bist.

ZEIT: Was für ein schöner Satz.

Ducrot: Der schönste von allen! Meine Mutter sagte ständig zu mir: »Isabella, du siehst so gut aus!« Meine Familie hat mich schon geliebt, aber sie hat mich nicht wirklich gesehen.

ZEIT: Ihr Mann hat Sie gesehen?

Ducrot: Ja, ich habe mich zum ersten Mal geliebt gefühlt. Mein Mann sah nicht wirklich gut aus, aber er war exzentrisch – im besten britischen Sinn. Und er sagte, ich sei die erste wirklich freundliche Person, die er in seinem Leben kennengelernt habe. Er kam aus einer strengen Familie.

ZEIT: Sie waren gemeinsam viel unterwegs, allein in Indien mehr als 40-mal.

Ducrot: Das lag an mir. Ich habe mich in die Stoffe auf den Märkten dort verliebt, in die Kleider. Ich habe erst dort verstanden, wie wenig wir in Europa uns damit auskennen. Indien hat mich verführt.

Jedes Mal, wenn mein Mann mich fragte, wohin wir als Nächstes reisen wollten, war meine Antwort: wieder nach Indien! Er wollte erst gar nicht. Aber was ihn immer ausgemacht hat: Wenn ich eine Leiden-

schaft für etwas entwickelt hatte, ließ er sich davon anstecken. Am Ende wollte er öfter nach Indien als ich.

ZEIT: So war es auch, als Sie angingen, Barockgemälde zu sammeln, oder? Sie sollen zeitweise mehr als 40 Bilder besessen haben.

Ducrot: Ich war in Florenz und wollte ein Gemälde kaufen, ich rief ihn an, und erst sagte er, nein, bitte nicht, wir haben doch schon so viele Bilder. Aber dann stimmte er doch zu und war am Ende sehr begeistert von unserer Sammlung. Kennen Sie schon den neuen Dokumentarfilm über mich? Als meine Schwester ihn gesehen hatte, sagte sie zu mir: Isabella, du sahst nie glücklicher aus als heute. Ich will Ihnen ein Foto von Vicky und mir zeigen ... (*Ihre Studiomanagerin holt ein Schwarz-Weiß-Bild und legt es auf den Tisch*.) Sehen Sie, hier, das Foto ist 40 Jahre alt. Das meint meine Schwester. Mein Gesichtsausdruck auf dem Bild ist melancholisch, so habe ich mich damals auch gefühlt. Heute glaube ich: Ich habe auf die richtigen Wörter gewartet. Sie sitzen heute neben einer Person, die dafür älter und noch älter werden musste. Und wissen Sie, was? Ich bin nicht einmal besonders aktiv dabei. Ich werde ja von anderen entdeckt.

ZEIT: Sie meinen Ihre Kunst, die erst seit einigen Jahren auf den internationalen Messen erfolgreich gehandelt wird.

Ducrot: Ja! Uns Frauen wird heute immer gesagt, wir sollten aktiver sein. Ich mache eine andere Erfahrung: Ich empfangen.

ZEIT: Vor acht Jahren hat die deutsche Galeristin Gisela Capitain Sie zum ersten Mal in Ihrem Atelier besucht. Seitdem werden Sie von ihr vertreten.

Ducrot: Ich erinnere mich sehr gut daran. Sie kam hier zur Tür herein, schaute sich einige Bilder an und bot mir sofort eine Zusammenarbeit an. In Italien passierte damals nicht viel mit meiner Kunst, hier und da gab es eine Ausstellung, mehr nicht. Aber Gisela Capitain investierte Geld in mich, sie zeigte meine Arbeiten zum ersten Mal auf der Art Basel. Ich habe nicht viel erwartet, die Welt ist ja voller großartiger Maler und Malerinnen, und ich bin es nicht.

ZEIT: Da muss ich widersprechen!

Ducrot: Mein Leben ist wie ein Stück Stoff.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Ducrot: Gisela hat mich entdeckt, weil sie von meinem Buch gehört hatte, *The Checkered Cloth*, das ich über Kunst mit Textilien geschrieben hatte. Und dann entdeckte sie hier meine Kunst, die ich selbst mit Textilien mache.

ZEIT: Sie haben vorher gesagt, Sie seien nicht religiös, aber Sie sind doch in Neapel sicherlich katholisch aufgewachsen?

Ducrot: Ja, das war eine ziemlich schlichte Form des Katholizismus. Ich habe mich ständig schuldig gefühlt, ich war besessen von meiner Schuld. Ich ging zum Pfarrer in die Kirche, wie man das damals machte. Aber als ich um die 30 war, hörte ich damit auf. Einige Jahre später fing ich an, zu einem Psychoanalytiker zu gehen, und mein Interesse an der Religion verschwand.

ZEIT: Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?

Ducrot: Nein.

ZEIT: Um noch einmal auf Ihre Anfänge als Künstlerin zurückzukommen: Stimmt die Geschichte, dass die erste Person, die einen Auftrag für Sie hatte, eine Boutiquenbesitzerin in Rom war?

Ducrot: Cristina Bomba! Ja, das stimmt, sie hat damals eine japanische Stellwand bei mir bestellt. Ich sagte, dass ich so etwas noch nie gemacht hätte, aber sie erwiderte nur: Du kannst das schon.

ZEIT: So fingen Sie an, mit Ihren Entwürfen eigenes Geld zu verdienen.

Ducrot: Ich war wirklich arm, bis ich geheiratet habe. Mein Mann kam aus einer recht wohlhabenden Familie, und meine Schwiegermutter schenkte mir teuren Schmuck und andere schöne Dinge: »Isabella, komm nach Paris«, hat sie gesagt und mich ausgestatter. Wenn mir damals jemand gesagt hätte, dass ich eines Tages für Dior arbeiten würde – ich hätte es nicht geglaubt.

ZEIT: 2024 hat Maria Grazia Chiuri, die damalige Designerin von Dior, Sie mit dem Bühnenbild für ihre Haute-Couture-Präsentation beauftragt.

Ducrot: Sie kam auch ins Atelier, und ich habe sie gefragt, wie sie ausgerechnet auf mich kommt. Sie hatte ein Interview mit mir gelesen, das ich Antonio Gnoli gegeben hatte, einem berühmten Journalisten in Italien. Als er mich anrief, musste ich lachen, denn wir kennen uns schon lange, wir sind befreundet, aber er hatte mich nie besonders ernst genommen. Ich sagte: »Antonio, dass du mich interviewen willst, bedeutet, dass ich berühmt bin. Sonst hättest du nie gefragt!« Da musste er lachen. In dem Interview habe ich über meine Kleider gesprochen und von einer Reise nach Istanbul erzählt, die mich sehr beeinflusst hat. Wir hatten uns dort im Museum im Topkapı-Palast die Kleider der Sultane angesehen, und ich habe damals verstanden, dass nicht die Qualität der Stoffe diese Kleider so besonders gemacht hat, sondern ihre Dimensionen. Sie waren so groß! Nicht gemacht für normale Menschen. Als Maria Grazia Chiuri mich fragte, was ich für ihre Show entwerfen würde, sagte ich zu ihr: Ich werde riesige Kleider entwerfen! *Supersize!*

ZEIT: Wir haben jetzt schon über einige Menschen gesprochen, die an Sie geglaubt haben, aber noch nicht über den berühmten Maler Cy Twombly und seine Frau Tatiana, die eine wichtige Rolle gespielt haben.

Ducrot: Ich war ein Snob. Jemand sagte zu mir: Cy Twombly ist der interessanteste Maler überhaupt, aber ich dachte mir anfangs nichts dabei.

ZEIT: Die Twomblys waren Kunden der Reiseagentur Ihres Manns.

Ducrot: Genau, wir waren zusammen in Afghanistan und in vielen anderen Ländern.

ZEIT: Tatiana Twombly soll Sie sehr dazu ermuntert haben, weiter an Ihrer Kunst zu arbeiten.

Ducrot: Ja, sie war sehr wichtig für mich. Ich muss zugeben, dass ich erst viel später verstanden habe, wie beeindruckend es ist, dass Cy Twombly so konsequent an seine Vorstellung von Kunst geglaubt hat. Ich weiß noch: Einmal, als wir in Aleppo waren, startete er die ganze Zeit auf eine Wand an einer Straße – er hatte eine Obsession für Schriftzeichen.

ZEIT: Was sich in seinen Bildern wiederfindet.

Ducrot: Oh ja.

ZEIT: Jetzt sitzen wir schon eine Weile zusammen, und ich muss immer auf den Tisch vor uns schauen. In der Tischplatte sind viele Kreise zu sehen. Sie haben ihn entworfen, oder?

Ducrot: Nachdem ich in Istanbul die Kleider der Osmanen gesehen hatte, habe ich in einem Museum einen wunderschönen Teppich entdeckt mit großen Kreisen. In der westlichen Welt würde man das gar nicht wirklich wahrnehmen. Es wäre ...

ZEIT: ... Dekoration?

Ducrot: Ganz genau. Dabei können diese Elemente im Zentrum einer Arbeit stehen, Kreis für Kreis. Wiederholung ist schön.

ZEIT: Ihre Kunst ist immer wieder von Ihren Reisen inspiriert worden.

Ducrot: Ja! Als mein Mann und ich geheiratet haben, sind wir sogar auf Weltreise gegangen. Ich hatte so eine Angst davor: Wir kamen in Mexiko an, und ich sagte zu Vicky: Ist das schön hier! Lass uns doch ein bisschen bleiben. Aber er sagte: »Nein, nein, morgen werden wir in Thailand sein!« (*Sie lacht*.) Er war ein Reisender, er war nichts anderes gewohnt. Das Einzige, was mir an den Reisen gefiel, waren die Objekte, die ich kaufte und sammelte. Mein Mann hat sich anfangs überhaupt nicht dafür interessiert. Er wusste immer genau, wie wir wo hinkamen, er kannte sich mit der Geschichte der Länder und Orte aus. Dafür habe ich Dinge gesehen, die er nicht sah, die Farben, die Stoffe. Wir haben uns gut ergänzt. Und mein Mann war immer großzügig.

ZEIT: Enrico, Ihr älterer Sohn, führt die Reiseagentur weiter, Ihr zweiter Sohn Giuseppe ist Künstler geworden.

Ducrot: Er hat schon mit fünf Jahren Hände gemalt – und Hände sind kompliziert! Er war von Anfang an ganz anders als ich, er hat früh seine Berufung gefunden. Er sagt heute immer: »Mamma, du bist fantastisch!« Und ich antworte: »Giuseppe, du bist der Künstler, nicht ich.«

ZEIT: Am Anfang unseres Gesprächs haben Sie gesagt, Sie seien heute so glücklich wie noch nie in Ihrem Leben. Ist das nicht ein Segen, das mit 95 sagen zu können?

Ducrot: Und ich bin auch noch reich! Ich bin lange arm gewesen, und heute kann ich meine Söhne jederzeit unterstützen, wenn sie meine Hilfe brauchen. Manchmal denke ich, dass ich das alles gar nicht verdiene, aber dann denke ich auch: Ich habe das ja nie geplant. Übrigens hat auch Enrico eine künstlerische Ader, er ist ein leidenschaftlicher Sammler.

ZEIT: Was ist eigentlich das Schöne am Sammeln?

Ducrot: Das weiß ich nicht. Aber mein Sohn Enrico hat immer zu mir gesagt: »Mamma, du hast so viele Textilien gesammelt, du musst ein Buch daraus machen.« Heute weiß ich, dass meine gewisse Popularität auch durch mein Lexikon der Textilien entstanden ist.

ZEIT: Wenn ich versuche, Ihr Geheimnis zu verstehen: Was war wichtig? Reisen, Sammeln, die Gnade des Altwerdens. Was noch?

Ducrot: Arbeiten. Ich arbeite immer noch jeden Tag, ich schreibe. Ich gehe jeden Morgen um halb neun in mein Atelier und bleibe bis eins hier. Und ich habe einen Arzt, den ich jederzeit anrufen kann. Auch wenn er mir ständig sagt, dass ich mehr Wasser trinken soll. Aber ich hasse das!

ZEIT: Und wie ist Ihr Schlaf?

Ducrot: Ich mache jeden Tag einen Mittagsschlaf, und seit Kurzem esse ich nicht mehr spät abends, damit ich besser schlafen kann. Vielleicht eines noch: Ich wusste lange nicht, was ich wollte. Aber ich wusste immer schon, was ich *nicht* wollte.

Das Gespräch führte **Christoph Amend**



Die Künstlerin

Isabella Ducrot wurde 1931 in Neapel geboren und lebt seit vielen Jahrzehnten in Rom.

Sie hat mehrere Bücher veröffentlicht, unter anderem 2019 »The Checkered Cloth« und »Women's Life« (2022). Sie war mit dem Reiseunternehmer und Autor Vittorio »Vicky« Ducrot verheiratet, der 2022 gestorben ist.

Ihr künstlerisches Werk ist Teil der Sammlung der Galleria Nazionale d'Arte Moderna e Contemporanea in Rom





Lucky Spring
Between the Finger-Ring

Van Cleef & Arpels

Haute Joaillerie, place Vendôme seit 1906

